

ern der Neger.

Katholische Missionszeitschrift

Herausgegeben von der Kongregation:
Missionäre Böhne des heiligsten Herzens Jesu.

Preis ganzjährig Österreich 2 50 S., Deutschland 2 Mark, Italien 6 Lire, Ungarn 2 50 Pengö, Tschechoslowakei 12 Kč, Jugoslawien 25 Dinar, Schweiz 2 50 Franken, übriges Ausland 2 Goldmark.

Unser heiliger Vater Pius XI. hat wie schon früher Papst Pius X. der Redaktion, den Abonnenten und Wohltätern den Apostolischen Segen erteilt. Für Wohltäter werden täglich heilige Messen gelesen. Mit Empfehlung der hochwürdigsten Oberhirten von Brixen, Bräun, Graz, Leitmeritz, Linz, Olmütz, Marburg, Trient, Triest und Wien und Druckerlaubnis des Generalobern.

Heft 5

Mai 1932.

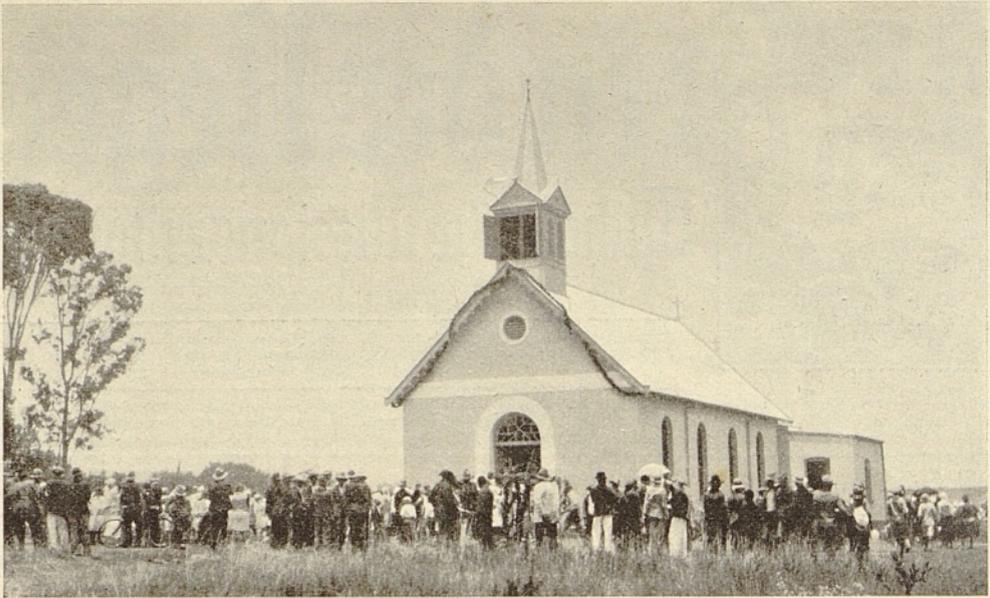
XXXV. Jahrgang.

Einweihung der neuen Kirche für die Eingeborenen in Lydenburg.

Von P. Adolf Stadtmüller, F. S. C.

Der 17. Jänner 1932 war ein Markstein in der Geschichte und Entwicklung der katholischen Mission in Lydenburg. Angesichts des erfreulichen Fortschrittes der Missionsstation Maria-Trost und des sich immer weiter ausbreitenden Schulnetzes dieser Station in der Umgebung von Lydenburg hatte sich immer mehr die Frage aufgedrängt, ob denn nicht endlich der Zeitpunkt gekommen sei, in Lydenburg selbst die Missionierung der zahlreichen Eingeborenen in Angriff zu nehmen. Dieser Gedanke stieß jedoch auf viele innere und äußere Schwierigkeiten. Gar mancher war geneigt, über ein solches Unternehmen bedenklich den Kopf zu schütteln. Wie soll in Lydenburg ein Missionserfolg erzielt werden können, da die protestantischen Sekten mit ihren Schulen und Kirchlein das Feld bereits besetzt hatten. Das war allerdings eine Schwierigkeit, die tatsächlich bestand und mit der deshalb gerechnet werden mußte. Doch, da tauchte noch eine andere Frage auf, die immer dringender eine befriedigende Lösung erforderte. Es war die Frage um die seelsorgliche Betreuung der schwarzen katholischen Burschen und Mädchen, die in der Stadt Arbeit und Brot suchten. Aus mehreren Gründen konnte in dem Kirchlein

für die weißen Katholiken den seelsorglichen Bedürfnissen der Eingeborenen nicht in der Weise Rechnung getragen werden, wie es die Wichtigkeit dieser Angelegenheit erheischte. Daher mußte daran gegangen werden, sobald wie möglich mit einer eigenen Mission unter den Eingeborenen Lydenburgs zu beginnen. Da die Stadt ein größeres Grundstück ganz in der Nähe des Eingeborenenviertels unserer Mission zur Verfügung stellte, konnte die Ausführung des Planes alsbald in Angriff genommen werden. Im Frühjahr des vorigen Jahres waren die Vorbereitungen endlich so weit gediehen, daß Bruder Huber mit einem Duzend schwarzer Arbeiter den Kirchenbau beginnen konnte. Trotz mancher Schwierigkeiten ging der Bau rüstig voran, und am Ende des Jahres war er schon so weit vollendet, daß die feierliche Einweihung der Kirche auf den 17. Jänner festgesetzt werden konnte. Zur allgemeinen Freude trafen dann noch am Heiligendreikönigsfeste die zwei schönen Glocken ein, die mir meine Heimatpfarre in ihrem edlen Missionseifer für die neue Negerkirche geschenkt hatte. Sobald wir öffentlich bekanntgaben, daß die feierliche Einweihung der Kirche am 17. Jänner stattfinden werde, ging diese

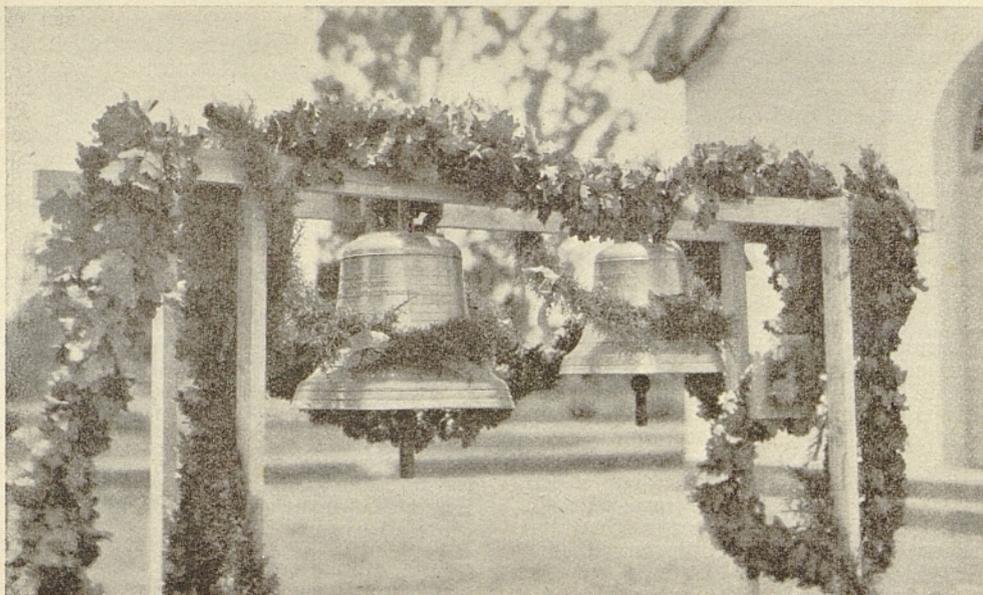


Die neue Kirche für die Eingeborenen in Lydenburg.

Runde wie ein Lauffeuer durch die Reihen der Eingeborenen, und viele versprachen, zur Feier zu kommen. Endlich brach der große Tag an. Blauer, wolkenloser Himmel wölbte sich friedlich über den breiten Talkeffel von Lydenburg. Trotz der sengenden Blut der afrikanischen Sonne strömten die Eingeborenen in Scharen herbei, um dem Feste beizuwohnen. Zu Fuß, zu Pferd, auf Ochsenwagen und sogar in Autos kamen sie daher; manche hatten einen Weg von über 15 Kilometer zu Fuß zurückgelegt. Als die Feier begann, waren außer einer schönen Anzahl von weißen Katholiken gegen 800 Eingeborene versammelt. Punkt 10 Uhr traf der Hochwürdigste Apostolische Präfekt mit dem Auto ein und begab sich sogleich in Prozession zu den mit herrlichen Eichenkränzen geschmückten Glocken, um deren Weihe vorzunehmen. Zwei brave irische Katholiken, die ältesten Mitglieder der weißen Gemeinde in Lydenburg, hatten das Ehrenamt der Glockenpaten übernommen. Die Augen der Anwesenden richteten sich nicht nur auf die beiden neuen Glocken, die ihre Bewunderung erregten, sondern vor allem auch auf die junge Musikkapelle von Maria-Trost, die unter der Leitung des Stationsobern Pater Riegler gelegentlich dieser Feier zum ersten-

mal öffentlich auftrat und durch ihre weihewollen Klänge zur Erhöhung des Festtages wesentlich beitrug.

Nach Beendigung der Weihe wurden die Glocken in das Türmchen emporgezogen und daselbst festgemacht. Dann folgte die feierliche Einweihung der neuen Kirche. Hierauf öffneten sich die Türen, und wie ein dichter Bienenschwarm strömten die Anwesenden in das neue Gotteshaus, um sich daselbst ein bescheidenes Plätzchen zu erobern. Viele jedoch fanden keinen Platz mehr und suchten sich in der Sakristei oder außerhalb, in der Nähe der Fenster, einen Platz zu sichern, um der Feier beizuwohnen zu können. Nach einem Heiliggeistlied in Zulu folgten drei kurze Ansprachen, denen die Eingeborenen mit größter Aufmerksamkeit lauschten. Der hochwürdigste Apostolische Präfekt hielt seine Ansprache englisch. P. Riegler sprach mit sichtlicher Begeisterung in fließendem Zulu, und ich fügte noch eine kurze Rede in Sepedi bei. So hörten fast alle Anwesenden in ihrer Muttersprache das Wort Gottes. Daran schloß sich ein feierliches, vom Apostolischen Präfekten gehaltenes Hochamt. Beim Gloria wurden die neugeweihten Glocken zum erstenmal geläutet, und weithin sandten ihre ehernen



Die Glocken der Kirche wurden in hochherzigster Weise von der Gemeinde Alttrautheim, der Heimat der Patres Alfred und Adolf Stadtmüller, und der dazugehörigen Filialgemeinde Unterginsbach gestiftet.

Stimmen das „Ehre sei Gott in der Höhe“ in den blauen Himmel empor. Am Schlusse des Hochantes wurden sie zum „Te Deum“ abermals geläutet und vereinigten ihre Stimme mit den festlichen Klängen der Musikkapelle, die zum krönenden Abschluß der schön verlaufenen Feier die deutsche Melodie des „Großer Gott, wir loben dich“ spielte.

Die verschiedenen protestantischen Sekten haben an diesem Sonntage einen schlimmen Tag gehabt, denn fast alle ihre Schäflein hatten sich in die neue katholische Kirche verirrt, die durch ihre harmonische Schönheit selbst jeder größeren weißen Gemeinde alle Ehre machen würde. Die Lutheraner scheinen aus kluger Voraussicht an diesem Sonntage vollständig von einem Gottesdienst in ihrem Kirchlein abgesehen zu haben. Der schwarze Mesner der englischen Hochkirche fand, als er mit seiner Gemahlin sich in sein Kirchlein begab, nur leere Bänke vor und wanderte, nachdem er seine werte Hälfte heimgeschickt hatte, auch zur neuen katholischen Kirche. Er setzte sich am Rande der Straße, die bei unserer neuen Kirche vorbeiläuft, nieder, wie Jeremiaß auf die Trümmer Jerusalems, klagte über den lang-

samen, aber stetigen Verfall seiner Kirche und bewunderte den Aufstieg der katholischen Mission. Unter den 800 Eingeborenen, die der feierlichen Einweihung der Kirche beiwohnten, befanden sich natürlich viele Neugierige, die der katholischen Religion noch sehr fernstanden, aber immerhin scheint sich eine beträchtliche Anzahl entschlossen zu haben, in Zukunft den sonntägigen Gottesdienst in der neuen Kirche zu besuchen. Am ersten Sonntag nach der Einweihung zählten wir rund 100 Kirchenbesucher, und am letzten Sonntag waren gegen 130 beim Gottesdienst anwesend. An Wochentagen dient das Schiff der Kirche vorerst als Schule, bis die Mittel zur Errichtung eines eigenen Schulgebäudes vorhanden sind. Die Schule zeigt eine erfreuliche Entwicklung. Bereits wird sie von rund 40 Schülern besucht, und es scheint, daß sich ihre Zahl in den nächsten Wochen noch erhöhen wird. Man kann ohne Übertreibung sagen, daß der Anfang der Mission unter den Eingeborenen Lydenburgs trotz der vielen Schwierigkeiten bisher sehr ermutigend gewesen ist und sichtlich vom Segen Gottes begleitet war.

Anläßlich unserer Kirchenweihe sandte

eine Protestantin, die Frau eines schwarzen Predigers, an die katholische Zeitung die nachstehende interessante Notiz:

Die Taten der Katholiken predigen mehr als unser Mund.

Ich lese die Zeitung. Und daraus ersehe ich, daß unsere Kirchen in einem fort gegen die Katholiken ankämpfen, obwohl diese doch ein und dasselbe Werk Jesu Christi tun, nämlich uns herauszubringen aus unserer Finsternis. Wenn wir unsere Kirchen stets im Kampfe mit den Katholiken sehen, was müssen wir Blinde dazu sagen? Warum regt es euch denn gar so auf, wenn jene Fortschritte machen? Wir Blinde müssen sagen, es ist der Neid! Warum denn? Nun, wo immer die Katholiken sind, haben sie schöne Gotteshäuser; sie sorgen für die Notleidenden, für Kinder und Waisen, bauen Schulen, in denen die Kinder schlafen können; armen Kindern schenken sie Kleider und Nahrung. Sie errichten ferner Spitäler, um den Kranken zu helfen, und geben viel Geld aus, um die armen Schwarzen zu unterstützen. Sie wissen nämlich, wozu sie nach Südafrika gekommen sind. Sie streben nicht nach der Habe der Schwarzen und Einforderung vieler Opfergelder. Und dann, ihre Arbeit geht voran. Sie haben einen weiten Mund, denn es sprechen ihre Taten, daß sie all das Ihrige in die Hände Gottes legen. Ist es vielleicht das, was in diesem Jahre selbst so manchen Prediger in die katholische Kirche eintreten ließ? Ihr Kirchen (Sekten), ihr selbst zeigt, daß ihr abgeirrt seid, denn eure Arbeiter laufen

euch davon. Sie werden vertrieben von euren eigenen weißen Predigern, die uns schlecht behandeln. Und so beginnt denn jeder seine eigene Kirche... Die Folge davon ist eine Unmenge von Kirchen (Sekten). Die katholische Kirche dagegen ist einig auf der ganzen Welt, sie hat eine einzige Lehre und Zusammengehörigkeit. Wir dagegen sind uneinig. Dafür ein Beispiel: In einem Orte des Distrikts Lydenburg gingen drei Sekten: die Lutheraner, die englische Hochkirche und die schwedische Allianz, daran, sich zu vereinigen zu dem Zwecke, eine öffentliche Schule zu gründen. Es hieß damals, sie wollten dadurch die katholische Kirche am Aufkommen hindern, obwohl diese zu jener Zeit noch kaum daran dachte, an diesem Ort eine Kirche zu bauen. Die Vereinigung kam tatsächlich zustande, aber, o weh! Sie dauerte, glaube ich, nur zwei Monate, denn bald entstand ein großer Streit, und in kurzer Zeit begann alles wieder zu zerbröckeln und zu zerfallen. Die Katholiken bauten aber inzwischen in aller Stille eine wunderschöne Kirche, die am 17. Jänner eröffnet wurde. Sekt haben sie auch eine Schule dort eingerichtet. Laßt uns darum nicht mit Worten sagen: „Wir arbeiten für den Herrn“, während unsere Taten nicht damit übereinstimmen. Bemüht euch, den Armen und Unterdrückten zu helfen. Erst wenn ihr das tut, arbeitet ihr wirklich für Gott. Den Katholiken aber wünschen wir viel Glück. Ihr aber, die ihr unsere Kirchen seid, zeigt uns, daß auch ihr in diesem Geiste arbeitet; ich werde euch dankbar sein. Ich, die ich eine aus euch Protestanten bin.

Fortschritte der Mission in Barberton.

Von P. Bernhard Zorn, F. S. C.

„Die in Tränen säen, werden in Frohlocken ernten“, sagt der königliche Säger. Wenn auch nicht gerade in Tränen, so doch in Schweiß meines Angesichtes habe ich die sechs Meilen von Barberton entfernte Schule in Moodies gegründet und so weit entwickelt, daß sie nun schöne Früchte zu tragen beginnt. Gleich den übrigen Missionschulen, die ich in den letzten Jahren rings um Barberton eröffnen konnte, verspricht auch Moodies der Mittelpunkt einer neuen Christengemeinde zu werden. Am verslossenen Weihnachtsteste durfte ich bereits einer Anzahl von Kindern dieser Schule das Sakrament der Wiedergeburt spenden.

Alle waren gut vorbereitet und konnten ihren Taustag kaum erwarten. Bei einigen machten die Eltern, aufgemiegelt von den Predigern verschiedener Sekten, allerdings

Schwierigkeiten. Ich ging daher zu ihnen hin und klärte sie eingehend über den wesentlichen Unterschied auf, der zwischen der katholischen Kirche und den protestantischen Sekten und Richtungen besteht. Da diese Naturkinder die Beispiele aus der Kirchengeschichte aller Jahrhunderte nicht gut erfassen können, belehrte ich sie an der Hand von Tatsachen, die in ihrem eigenen Lande und unter ihren eigenen Stammesgenossen sich abgespielt haben, wo manche Sekten, die vor einigen Jahrzehnten entstanden waren, alsbald wieder einen ruhmlosen Untergang gefunden hatten, während die katholische Kirche durch alle Zeiten fortbesteht in der Einheit der Lehre, der Sakramente und des Oberhauptes, weil sie eben nicht Menschenwerk ist, sondern die Stiftung des Gottessohnes selbst... Es gelang mir, alle Einwürfe zu widerlegen, alle



Weihnachten 1931 in Barberton; Pater Jörn mit den Neugebauten.

Zweifel zu beseitigen und alle Widersprüche zum Schweigen zu bringen.

Gern wären die Taufkandidaten zum Hochamt um Mitternacht gekommen, doch dieses mußte den Weißen vorbehalten bleiben. Auch hätten nicht alle in der kleinen Kirche Platz gefunden. „Kommt also“, sagte ich ihnen, „um 9 Uhr vormittags. Die Spendung der Taufen wird nach 10 Uhr vorüber sein, und dann beginnt euer Amt, bei dem ihr nach Herzenslust in eurer eigenen Sprache singen und beten dürft. Ich werde euch eine kurze Kommunionansprache halten, und dann werdet ihr den lieben Heiland in euer Herz aufnehmen und glücklich sein.“ — „Ja, Vater, so ist es recht, und wir sind mit allem einverstanden.“ Die ganze Feier verlief wirklich in erbaulicher und erhebender Weise, so daß nicht

nur die Täuflinge und Erstkommunikanten, sondern auch deren Angehörige ein hohes Glück empfanden. — Auch ich. Denn nach drei Jahren mühevoller Sämannsarbeit konnte ich mit Frohlocken die ersten Erntegarben in die Scheunen Gottes sammeln.

Ich hoffe, mit den beigegebenen photographischen Aufnahmen, die ich selbst gemacht habe, unseren Freunden und Wohltätern auch eine kleine Freude zu bereiten, denn durch ihre Mildherzigkeit haben sie ein großes Verdienst an all unseren Arbeiten in Afrika, das ihnen der liebe Gott im Himmel reichlich lohnen wird. Mögen sie unser auch in Zukunft stets eingedenk bleiben! Wir stehen ja hier noch eigentlich im Anfang. Größere und herrlichere Ernten werden mit Gottes Gnade bald reifen.

Ein Palmzweig auf das Grab des Bruders Heinrich Sender, F. S. C.

Von P. Josef Weiller, F. S. C.

(Fortsetzung.)

Inzwischen hatte sich die Lage der Mission des Sudans wesentlich geändert. Die englisch-ägyptische Armee war im Jahre 1899 unter dem Oberbefehl des bekannten Lord Kitchener in

den Sudan bis nach Khartum siegreich vorgedrungen und hatte durch die Entscheidungsschlacht bei Kereri unweit Omdurman der grausamen Willkürherrschaft Abdullahs, des

Nachfolgers des Mahdi, für immer ein Ende gemacht. Das von den Mahdisten gänzlich zerstörte Khartum wurde wieder ausgebaut und Sitz des Gouverneurs des Sudans, dem ein aus englischen Offizieren bestehendes Ministerium in der militärischen Verwaltung des Landes zur Seite stand. Dem Wiederaufbau Khartums folgte die Wiedereröffnung der katholischen Mission auf dem Fuße. Der damalige Bischof und Apostolische Vikar Antonio Roveggio aus der Kongregation der Söhne des heiligsten Herzens baute zunächst ein provisorisches Gottesdienstlokal, das zugleich als Schule dienen sollte, in Omdurman, dem Hauptammelplatz der einheimischen Bevölkerung, wo sich alsbald auch viele ägyptische und syrische Geschäftslente dauernd niederließen. Gleich darauf schritt er an den Bau einer Kapelle in Khartum und eines Hauses für die Missionäre, dem die Errichtung einer Knaben- und Mädchenschule folgen sollte. Nach diesen Vorarbeiten gründete er noch die Station Kull am Weißen Nil im Gebiete der Schilluk-Neger, die bis dahin allen Versuchen, den Islam unter ihnen einzuführen, mit Erfolg widerstanden hatten und deshalb für das Christentum besonders empfänglich schienen. Damit war die apostolische Tätigkeit des noch im besten Mannesalter stehenden Missionsbischofs abgeschlossen. Denn während einer mehrwöchigen Fahrt auf dem Weißen Nil befiel ihn ein bössartiges Malariafieber, das ihn zwang, den Sudan schleunigst zu verlassen und zu seiner Genesung nach Ägypten zu reisen. Doch während der im heißen Sommer unternommenen Eisenbahnfahrt von Khartum nach Kairo siecierte sich das Fieber derart, daß es in ein Delirium überging und seinem Leben ein jähes Ziel setzte. Die Grundlegung einer umfassenderen Christianisierung des Sudans war erst seinem Nachfolger, dem berühmten Missionär Franz Xaver Geyer, F. S. C., vorbehalten, der im Jahre 1903 in München zum Bischof und Apost. Vikar von Khartum konsekriert worden war. Nachdem er zunächst eine Forschungsreise bis zum äußersten Süden seines ausgedehnten Vikariats unternommen hatte, gründete er in der Äquatorialprovinz und im Gebiete des Gazellenstufes nacheinander die Missionsstationen Gulu, Omadich, Mbili, Wau, Kayango, Mupoi, Tonga und zuletzt Dilling im Lande der im Westen von Kordofan wohnenden Nubaneger. In all diesen Stationen des südlichen Sudans machte das Bekehrungswerk schöne Fortschritte, während sich demselben in den nördlichen Provinzen sehr große, um nicht zu sagen, unüberwindliche Schwierigkeiten entgegenstellten, was offenbar darin seinen Grund hat, daß zum Unterschied von den rein heidnischen Negerstämmen des Südens die Bewohner der nördlichen Provinzen größtenteils dem Islam ergeben sind und daher dem Christentum feindselig gegenüberstehen.

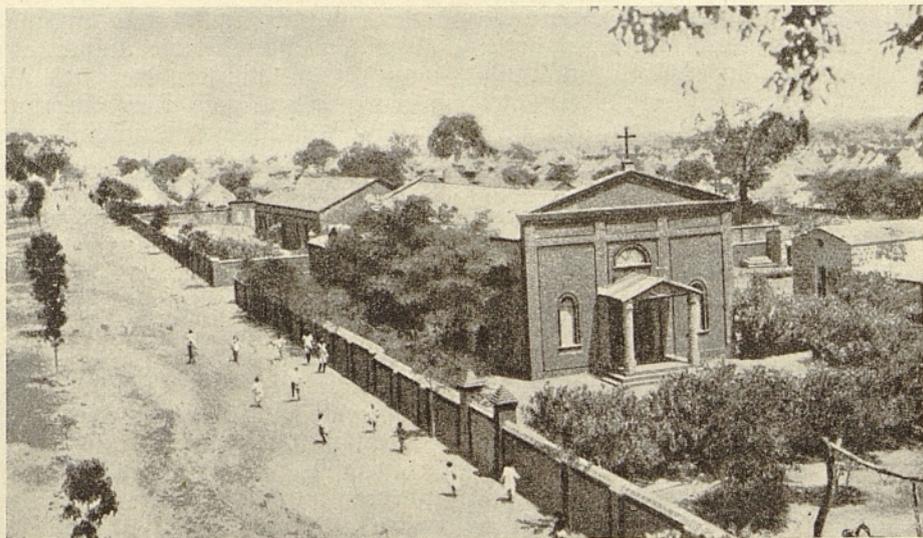
Mit diesen abschweifenden, doch zum Verständnis des Folgenden notwendigen Be-

merkungen sind wir der Lebensgeschichte des Bruders Sender vorausgeeilt. Von Verona, wo wir ihn zuletzt antrafen, kam er im Jahre 1901 nach Afrika und reiste nach einem kurzen Aufenthalt in der Negerkolonie Gefirah bei Kairo nach Khartum, wo er beim Bau der Kapelle und Schule und deren Ausstattung fleißig mithalf. Aber auch da war seines Bleibens nicht lange. Denn im Jahre 1903 finden wir ihn in Wau, dem Hauptort der Bahr-el-Ghazal-Provinz, wo der Stamm der Nuer seine Wohnsitz hatte. In anerkannter Weise hatte der Mudir oder Statthalter der Provinz dort eine Werkstätte zur Ausbildung junger Neger im Schreinerhandwerk errichtet und die Bestreitung sämtlicher Betriebskosten übernommen; er war überdies mit dem Apostolischen Vikar übereingekommen, daß dieser den jeweiligen Leiter der Werkstätte dem Missionspersonal entnehmen sollte. Bischof Geyer hatte Bruder Sender schon vor dessen Ankunft in Wau für diesen Posten ausersehen, weil ihm dessen Befähigung und besonderer Eifer für die technische Ausbildung junger Schwarzer wohlbekannt war. Diese lag in der Tat Bruder Sender am Herzen; er hielt sie für eine hervorragende Betätigung des Missionsberufes, ja für einen wesentlichen Faktor des Wertes der Heidenbekehrung.

Mit Recht! Denn um einen erwachsenen Neger zu bekehren, das heißt, ihn zu einem ehrbaren Christen zu machen, genügen keineswegs die seelsorgerlichen Funktionen, wie Religionsunterricht, Spendung der Taufe und der anderen heiligen Sakramente, sonntägige Predigten und Christenlehre, sondern er muß außerdem dazu gebracht werden, daß er dem Müßiggang entsage und ein durch die Arbeit geregeltes Leben führe. Wie könnte er sonst vor den verderblichen Folgen der Trägheit, die ja aller Laster Ursprung ist, bewahrt bleiben, wie auf ehrbare Weise seinen Lebensunterhalt erwerben und zu einem seinen häuslichen Bedürfnissen entsprechenden Wohlstand gelangen? Dazu kommt, daß nur durch ernste Arbeit — und als solche kommt für den Neger hauptsächlich der Ackerbau und ein nützlich Handwerk in Betracht — sein Verstand geschärft und sein Charakter veredelt wird, wie dies ja bei allen zivilisierten Völkern nicht an-

ders möglich war. Zu einer solchen Betätigung und Lebensführung kann sich aber offenbar der Neger nicht selbst emporheben, sondern er muß dazu, wenn möglich schon in seiner Jugend, von einem Sachkundigen in einem landwirtschaftlichen Betrieb, beziehungsweise in einer Werkstätte angeleitet und befähigt werden. Das kostet viel Mühe und Geduld; doch hierin besteht eben die besondere Schwierigkeit der Neger-

besserte er ihre Fehlgriffe, lobte und belohnte ihren Fleiß und ihre Geschicklichkeit, hielt aber auch mit Rügen und Zurechtweisungen nicht zurück, wo diese am Platze waren. Was ihm besonders die Achtung und Anhänglichkeit seiner Lehrlinge gewann, war seine weise Mäßigung und Milde bei Zurechtweisungen und Strafen. Der Mudir hatte als Strafe für gewisse Vergehen, wie Diebstahl, Zank, Beschädigung der Werk-



Teilansicht der Mission in Bau, wo Bruder Sendker längere Jahre wirkte.

mission sowie der kulturelle Wert der Arbeit eines Missionsbruders, falls dieser sich an der Ausbildung der Neger beteiligt und im Geiste seines Berufes tätig ist. —

Solcherart waren die Gesinnungen, die zweifelsohne auch Bruder Sendker besaßen und seinen Eifer für die technische Ausbildung der jungen Neger immer von neuem weckten und lebendig erhielten. In der Werkstätte in Bau hatte er es durchschnittlich mit acht bis zehn schwarzen Lehrlingen zu tun, die mehreren Negerstämmen angehörten und von ihren Häuptlingen zur Ausbildung in die Mission entsandt worden waren. Mit klugem, unverdrossenem Eifer zeigte er den Anfängern, wie sie den Hobel, die Säge, die Feile, die Zange und die anderen Werkzeuge handhaben und dies oder jenes Möbel oder häusliche Gerät anfertigen sollten. Mit väterlicher Liebe ver-

zeuge und sinnlose Verwendung oder Vergeudung des in der Werkstätte befindlichen Holzmaterials, eine körperliche Züchtigung festgesetzt, die von einem schwarzen Polizisten mittels einer Nilpferdpeitsche mit unerschütterlicher Strenge ausgeführt werden sollte. Nicht selten kam es vor, daß Bruder Sendker, der die Denk- und Handlungsweise seiner Lehrlinge genauer kannte und sich von moralischen Verbesserungsmitteln ungleich besseren Erfolg versprach als von körperlichen Strafen, jene Züchtigung als eine zu harte Strafe erachtete und dagegen Einspruch erhob, worauf sie gemildert oder auch ganz erlassen wurde. Eine solche Lehrmethode und seine mit Güte und Liebe gepaarte Festigkeit konnten ihren Zweck nicht verfehlen. Bruder Sendker genoß nicht bloß die Achtung und Liebe seiner schwarzen Lehrlinge, sondern er hatte auch den Trost,

zu sehen, daß aus seiner Werkstätte eine hübsche Anzahl gutgeschulter Schreiner hervorging, von denen die einen im Dienste

der Regierung arbeiteten, die anderen sich als selbständige Schreiner etablieren konnten. (Fortsetzung folgt.)

Der Diener Gottes Daniel Comboni.

(Fortsetzung.)

11. Apostolischer Provikar. Bei der Ernennung zum Apostolischen Provikar bereitete es Comboni einen besonderen Trost, daß P. Carcereri die Eröffnung einer Mission in El Obeid bereits angebahnt hatte. In einem vom 15. August 1871 aus Dresden datierten Briefe gab er diesem Pater den Auftrag, eine Erkundungsfahrt nach Kordofan zu unternehmen. Am Abend des 26. Oktober verließen infolgedessen die Patres Carcereri und Franceschini mit den beiden Laiengehilfen Dominikus Polinari und Peter Bertoli die ägyptische Hauptstadt, um auf dem Wege über Khartum nach El Obeid zu gelangen. Schon bald nach ihrer Ankunft daselbst, am 15. Jänner 1872, gewannen sie die Überzeugung, daß sich diese Stadt als Missionsmittelpunkt eigne. Sie lag in einem hügeligen, waldumschlossenen Gelände und wies eine sehr dichte Bevölkerung auf, die zu Dreivierteln der schwarzen Rasse angehörte. Allerdings schmachtete die Mehrzahl davon unter dem Joche der Sklaverei. Auf dem großen Sklavenmarkte wurde nicht bloß das „schwarze Elfenbein“ der Provinz, sondern auch der angrenzenden Länder und Reiche, wie Darfur, Wadai und Bornu, verhandelt. Auf Carcereris Bericht sandte Comboni ihm sofort die zum Ankauf eines Hauses nötige Summe, von der Hoffnung und dem Verlangen beseelt, alsbald selbst dorthin eilen zu können.

Nach Erledigung verschiedener Geschäfte in Italien begab er sich zunächst nach Wien, wo er am 5. September 1872 von Kaiser Franz Josef I., dem Schirmherrn der Mission, in Audienz empfangen wurde. Durch Vermittlung der österreichischen Regierung erhielt er auch einen Geleitbrief des türkischen Sultans an den Vizekönig von Ägypten und sämtliche Statthalter des Sudan. Nach Verona zurückgekehrt, beschleunigte er die Vorbereitungen zur Abreise nach dem fernen Wirkungsfeld. In seiner Begleitung befanden sich vier Priester, drei Laiengehil-

fen und drei Negerkinder aus dem Institut Mazza. Bei der kirchlichen Abschiedsfeier, die am Nachmittag des 17. September in der bischöflichen Hauskapelle stattfand, hielt Bischof Canossa selbst die Ansprache an die ausziehenden Glaubensboten, die sich am folgenden Tage nach Triest begaben und am 26. September 1872 in Kairo anlangten. Vier Monate später, am 26. Jänner 1873, war der heißersehnte Tag angebrochen, an dem Comboni die Fahrt nach Khartum antreten konnte, um von der ihm und seinem Institut anvertrauten Mission Besitz zu ergreifen. Zwei Priester und einen Laien hatte er bereits vorausgesandt. Bei der Ansprache, die er vor der Abfahrt in der Kirche hielt, sagte er voll apostolischen Opfersinns: „Bringen wir unser Leben als Schlachtopfer für die heilige Unternehmung dar, und sie wird sicher gelingen. Folgen wir dem unwiderstehlichen Drang unseres Herzens, das uns zur Rettung eines von tausend schlimmen Sitten und Irrtümern zerrissenen Volkes antreibt. Beeilen wir uns, das Reich Satans zu zerstören, das Siegesbanner des Kreuzes aufzurichten und dem Schöpfer ein neues Volk von Anbetern zu gewinnen!“ Nach Erteilung des apostolischen Segens begab er sich sofort zum Nilufer, wo zwei geräumige Segelbarken ihn und seine Begleiter aufnahmen.

Langsam glitten die Fahrzeuge stromaufwärts. Von den Ufern grüßen die Pyramiden, die Tempel und Kunstdenkmäler des alten Ägypten; das fruchtbare Land zu beiden Seiten des Stromes prangt im frischen Grün der Saaten; in fast ununterbrochener Reihe folgen sich die Städte und Dörfer, überragt von den schlanken Gebetstürmen der Moscheen, eingebettet in Dattelhaine, besiedelt von hellbraunen bis tief dunkelfarbigen Bewohnern; zahlreiche Segelbarken aller Größen beleben die Wasserfläche und vermitteln den Waren- und Personenverkehr; Flamingos, Pelikane,

Ibisse und andere Sumpfvögel tummeln sich an den Ufern; überall vernimmt das Ohr jenes eigenartige Knarren der Schöpfbrunnen, die das Wasser in das dürstende Fruchtland leiten, und darüber hinaus erblickt das Auge die gelbroten Felsen der sich endlos ausdehnenden Sand- und Steinwüste.

Die schwere Erkrankung einer Schwester behinderte die Fahrt, so daß erst nach

allmählichen Untergang preisgegeben. Nur schmale Streifen fruchtbaren Landes begleiten von da an den Strom. Ost drängt sich die Wüste mit ihren kahlen, zerklüfteten, zuweilen seltsam geformten Felswänden und sandbedeckten Mulden bis an die Ufer heran. Datteln, Durrah, Mais und etwas Getreide gewähren den in armseligen Lehmhütten hausenden Bewohnern nur ein kümmerliches Dasein. In Korosko verließen



Kardinal Visletti als Beauftragter des Heiligen Vaters bei der Gabenverteilung an die notleidende Bevölkerung Roms. (Atlantic.)

36 Tagen der erste Nikatarakt erreicht wurde. Heute durchmißt der Schnellzug diese Entfernung in etwa 20 Stunden. Von Assuan, wo ein mächtiger Riegel von Granitfelsen den nubischen Sandstein durchbricht und den Strom in tausend Rinniale spaltet, gelangte man in achttägiger Fahrt nach Korosko. Am Eingang in das nubische Niltal liegt die Grenzinsel Philä, die im Altertum wegen ihres prächtigen Isis-tempels hochberühmt war. Leider sind jetzt die eindrucksvollen, noch ziemlich gut erhaltenen Bauten infolge des unterhalb der Insel angelegten gewaltigen Stauwerkes und des dadurch verursachten hohen Wasserstandes einen Großteil des Jahres in die schlammigen Fluten eingetaucht und dem

unsere Reisenden die Barken, um auf Kamelen die Wüste zu durchqueren und nach Berber zu gelangen. Obgleich der Ortsvorsteher versprach, die Vorbereitungen zur Weiterreise möglichst zu beschleunigen, verzögerten sich dennoch 20 Tage, bis die Führer und das Bedienungspersonal für die 50 Kamele angeworben waren. Meist benötigen die Karawanen von Korosko bis Abu Hamed zwei Wochen. Doch Comboni spornete zu höchster Eile an. Man saß täglich bis zu 17 Stunden im Sattel, eine erstaunliche Leistung in Anbetracht der glühenden Sonnenhitze und der schaukelnden Gangart der Kamele, die das körperliche Wohlbefinden stört. So kam es, daß man schon nach sechs Tagen in Abu Hamed

eintraf, von wo dann die Reise längs des Flusses bis Berber weiterging. Dasselbst bestieg man wieder die Segelbarke. Am 4. März 1873 wurde Khartum erreicht. Die Gesamtreisedauer von Kairo bis Khartum belief sich somit auf 99 Tage, während man jetzt diese Strecke teils mit der Bahn, teils mit dem Dampfer in vier Tagen bewältigen kann.

Der von den Missionären sorgfältig vorbereitete Empfang hätte kaum feierlicher



Die Kirche St. Johann der Eremiten in Palermo, ein interessanter Fünfkuppelbau, beging kürzlich die 800 jährige Feier ihres Bestehens. (Atlantic.)

sein können. Der österreichische Konsul hieß den neuen Missionsvorstand im Namen seiner Regierung und der europäischen Kolonie herzlich willkommen. P. Carcereri, der von El Obeid zurückgekehrt war, begrüßte ihn namens aller Missionäre und Katholiken des Vikariats. Die hervorragenden Persönlichkeiten der Stadt, an ihrer Spitze der Stellvertreter des abwesenden Generalstatthalters, machten alsbald ihre Aufmerksamkeit. Der Menschenkenner Comboni ließ sich indessen von den schmeichelhaften Höflichkeitsbezeugungen keineswegs täuschen.

Er wußte nur zu gut, daß nicht wenige ihm und der Mission innerlich tief abgeneigt waren und die katholischen Unternehmungen am liebsten mit einem Schlage vernichtet hätten. Am nächstfolgenden Sonntag hielt er eine ergreifende Predigt, die seine rückhaltlose Hingabe an das afrikanische Missionswerk neuerdings offenbarte. „Ich bin glücklich“, sagte er, „daß ich mich nach so vielen schmerzlichen Wechselfällen wieder unter euch befinde. Die erste Liebe meiner Jugend galt dem unglücklichen Afrika. Es sind nun 16 Jahre verflossen, seitdem ich erstmals in dieses Land gekommen bin, um meine ganze Tätigkeit der Beseitigung seines jahrhundertelangen Elends zu weihen. Und als der Gehorsam mich zwang, wieder in die Heimat zurückzukehren, weil schwere Erkrankung mich zur Missionsarbeit untauglich gemacht hatte, ließ ich mein Herz unter euch zurück. Raum hergestellt, waren alle meine Gedanken, alle meine Schritte euch gewidmet. . . . Jetzt bin ich wieder unter euch und werde euch nun für immer angehören und einzig auf euer Wohl Bedacht nehmen. Eure Freude wird meine Freude, euer Leid mein Leid sein. Ich schenke mich jedem von euch, und mein glücklichster Tag wird jener sein, an dem ich mein Leben für euch hingeben kann. Wohl kenne ich die Last, die mir als eurem Hirten, Lehrer und Arzt aufgebürdet ist. Ich soll euch überwachen, belehren, heilen. Ich soll die Bedrängten schützen, ohne den Bedrängern zu schaden; ich soll die Irrtümer zurückweisen, ohne die Irrenden abzustößen; ich soll die Argernisse rügen, ohne abzulassen, mit den Argernisgebern Mitleid zu hegen; ich soll die Verlorenen suchen, ohne dem Laster zu schmeicheln; mit einem Worte: ich soll euch Vater und Richter zugleich sein. . . .“

Am Schlusse der ergreifenden Rede wandte sich der Diener Gottes an die Königin des Negerlandes mit der heißen Bitte, dem ganzen Vikariat ihre mütterliche Hilfe widerfahren zu lassen: „O Maria, Mutter des Herrn, eile herbei zur Rettung dieser Völker, die noch im Schatten des Todes sitzen. Beschleunige die Stunde ihrer Erlösung, entferne die Hindernisse, zerstreue die Feinde, bereite die Herzen, sende immer neue Apostel in dieses unglückliche, hilfsbedürftige Land!“ . . .

Wenn auch Comboni die Erfüllung seiner Wünsche nicht mehr erlebte, so sind doch die Missionäre, seine geistigen Söhne, die heute

in jenen weiten Gebieten wirken, lebendige Zeugen für die Erhörung seines Gebetes zur Hochgebenedeiten und Gnadenvollen.

(Fortsetzung folgt.)

Die wirtschaftliche Hebung der schwarzen Bevölkerung Südafrikas.

Von P. Adolf Stadtmüller, F. S. C.

(Fortsetzung.)

Auch in der Art und Weise, ihre Felder zu bebauen, sind die Schwarzen noch sehr primitiv und nur schwer für einen Fortschritt zu gewinnen. Den meisten fehlt jedes bessere Wirtschaftsgesetz: Pflug, Egge, Wagen usw. An eine Düngung seiner Felder denkt der Neger überhaupt nicht. Das wäre wohl viel zu unständig, obwohl es ihm ohne Auslagen möglich wäre, Kuhmist für die Düngung zu benützen. Warum sich mit dergleichen Dingen abplagen! Ist es nicht einfacher, ein Säcklein voll Mais um die Lenden gebunden und mit einem Stock bewaffnet, durchs Feld zu stolchen und nach jedem ersten oder zweiten Schritt — so peinlich genau geht es da nicht — mit dem Stock in die Erde zu stoßen und dann bequem ein Körnchen in das entstandene Loch fallen zu lassen, das man dann ebenso bequem zuscharri? Wächst dann der Mais infolge der günstigen Witterung, heran, und schießt auch das Unkraut empor, so sieht der Schwarze freilich ein, daß das Unkraut ausgerodet und das Maisfeld gehackt werden muß. Doch dieses Geschäft allein zu besorgen, ist für ihn wieder zu langweilig. Er läßt daher seine Nachbarn zum allgemeinen Ausjäten und Hacken ein. Diese folgen zwar ganz gern seiner Einladung, aber bevor man an die schwere Arbeit geht, muß in vielen Gegenden eine gewisse Stammesfitte beobachtet werden, die der Hauptsache nach in einem Biergelage besteht. Ist dann die wakere Gesellschaft angeheitert und sind ihre Zungen gelöst, dann stürzen sie sich mit wahren Arbeitshunger auf das Maisfeld, und im Wollstampf geht es an die Arbeit. Der Arbeitgeber muß natürlich gütigst entschuldigen, wenn die Arbeiter in ihrem großen Eifer manchmal das Unkraut vom Mais nicht mehr zu unterscheiden vermögen und auch den Mais mit herausreißen. Immerhin bleibt noch etwas Mais stehen, und am Ende sind sie ganz stolz auf ihre vollbrachte Leistung. Auf die Frage, warum die Eingeborenen nicht mit ihrer eigenen Familie das Hacken und Ausjäten besorgen, um dadurch den vielen Mais für das Biergelage zu ersparen, erwiderte ein Eingeborener: „Das wäre gegen die althergebrachte Stammesfitte; durch deren Nichtbeachtung würde man sich nur Feinde machen.“

Daß die Schwarzen bei einem solchen Wirtschaftsbetrieb nicht gerade viel aus ihrem Feld herauschlagen, liegt auf der Hand. Sie haben sich daher schon öfters den Kopf zerbrochen,

warum Missionäre und auch andere weiße Farmer eine bessere Ernte erzielen als sie. Bei ihrem tief eingewurzelteten Glauben an die Zauberkräft kamen sie natürlich zu der Schlussfolgerung: die Weißen müssen eine geheime, starke Medizin haben, durch deren Anwendung sie so gute Ernten erzielen. Und so kamen sie denn wirklich auf die Missionsstation und baten um die große Zaubermedizin für das Feld. Daß Arbeitsfleiß und vernünftige wirtschaftliche Bearbeitung diese geheime Medizin sein soll, wollten sie nicht recht glauben. Die Christen haben diesen Glauben an Zaubermedizinen aufgegeben und setzen dafür großes Vertrauen in den priesterlichen Segen. Zur Zeit der Aussaat kommen die Kinder der christlichen Bafuto in Scharen zum Priester und lassen das Saatgut vom ihm segnen.

Rechtzeitiger Regen spielt überall in der Landwirtschaft eine große Rolle. Das gilt in erhöhtem Maße in Afrika mit seinem heißen Klima. Auch der Schwarze weiß das recht wohl, da bei Ausbleiben des Regens von einer Aussaat überhaupt nicht die Rede sein kann, das Vieh infolge Grassmangels verendet und Hungersnot vor der Tür steht. Trifft daher der Regen zur rechten Zeit nicht ein, so kommt selbst der Schwarze aus seiner Ruhe und Gleichgültigkeit heraus. Er geht zu dem Zauberer, an den er sich immer wendet, wenn er in Not ist. Dieser verlangt ein Opfer (Schaf, Ziege) und fuchtelt und gestikuliert dann mit seinem Schild und Speer in der Luft herum, um die Geister zu beschwören und zu besänftigen, die den Regen abhalten. Der Schlaumeier wartet natürlich oft mit seinem Hokusfokus, bis er merkt, der Regen ist bereits im Anzug, um seines Erfolges sicher zu sein. Aber manchmal bleibt dennoch der Regen aus, und alles Beschwören der Geister will nicht helfen.

Einmal wollte der langersehnte Regen wieder nicht kommen. Die Schwarzen gingen zu ihrem Regenmacher, und dieser verlangte als Entgelt für seine Mühe eine

Ziege. Er erhielt das Opfer und führte dann seinen Regentanz auf. Doch der Himmel blieb heiter wie zuvor, und kein Regenwölkchen zeigte sich. Der Regenmacher sagte daher zu seinem Klienten, die Geister seien sehr erzürnt, sie verlangten ein besseres Opfer, einen Ochsen. Der Ochse wurde herbeigebracht, doch der Regentanz blieb wieder ohne Erfolg. Da fand der Zauberer eine andere Ausrede.

Es sei, sagte er, irgendwo auf dem Berge ein großes Hindernis, das den Regen nicht herankommen lasse, und dieses Hindernis sei ein großer Stein, den sie ins Tal hinunterwälzen müßten. Die Schwarzen stiegen also mit ihrem Regenmacher auf den Berg, fanden wirklich einen großen Felsblock und brachten ihn nach vielen Mühen ins Rollen. Als er mit großem Gepolter den Berg hinabrollte, rief der Regenmacher: „Hört, es donnert schon!“ — Manchmal gehen die Regenmacher so weit, daß sie selbst Menschenopfer verlangen, indem sie behaupten, nur mit einer mit menschlichem Fett vermischten Medizin könnten sie den erwünschten Regen machen. Erst kürzlich gelang es der Lydenburger Polizei, ein solches Verbrechen ans Tageslicht zu bringen. Ein Bapedihäuptling kam vor kurzem zur Ansicht, daß es höchste Zeit sei, Regen zu machen. Er befahl seiner Frau, zwei kleine

Rassermädchen zu ergreifen, sie zu ermorden und ihm dann deren Eingeweide zu bringen. Die Frau zog eine ihrer Freundinnen ins Vertrauen, und beide lockten zwei ahnungslose Mädchen in Abwesenheit ihrer Mütter in die Hütte, wo sie vier Tage versteckt und gefangengehalten wurden. Die Frau des Häuptlings gab ihnen mit Medizin vermischte Nahrung, welche die Kleinen betäubte und sie so am Schreien verhinderte. Nach dem vierten Tag wurden die Opfer auf einen nahen Hügel gebracht, wo man ihnen Gift zu trinken gab, das ihren Tod zur Folge hatte. Die beiden Leichen wurden dann geöffnet, die Eingeweide für die Regenmedizin herausgeschnitten und die restlichen Teile begraben.

Durch eine junge Frau kam das Verbrechen ans Tageslicht. Sie hatte die zwei kleinen Mädchen gefangen in der Hütte der Häuptlingsfrau gesehen und sofort die Mütter der beiden Opfer benachrichtigt. Die setzten alsbald die Polizei von dem Geschehen in Kenntnis; doch als diese kam, war es zu spät. Der weiße Detektiv begab sich auf den betreffenden Hügel und ließ die verstückelten Leichen der beiden Opfer herausgraben. Auf seinen Befehl wurden dann der Häuptling und die beiden Frauen verhaftet, die nun ihre verdiente Strafe erhalten werden. (Fortsetzung folgt.)

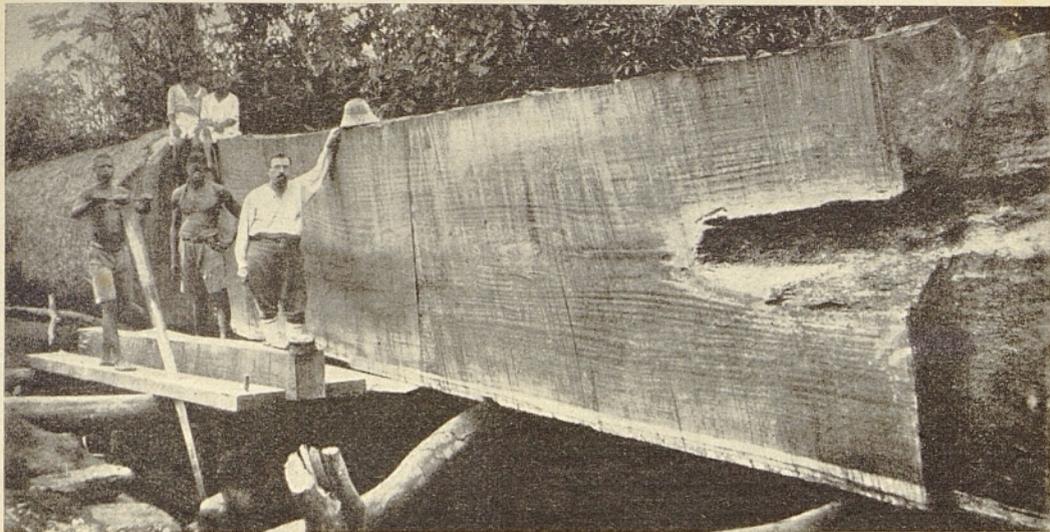
Der Sohn des Freimaurers.

Von Anna Kayser.*

(Fortsetzung.)

Kurze Inhaltsangabe des Folgenden. Vater Werners Besuch hat in sein Elternhaus ein großes, stilles Glück gebracht. Auch die Familie Dr. Reinerts freut sich lebhaft über das tägliche Zusammensein mit dem Missionär, der häufig auch das von Reinert und Ruth gegründete Kinderheim besucht. Gegen Ende des Erholungsurlaubes erhält Vater Werner von seinen Oberrn den Auftrag, zusammen mit einem Laienbruder, der ihn auf dem Schiffe erwarten wird, eine neue Mission unter den Rothhäuten des Urwaldes zu gründen. Vater und Mutter begleiten ihren Sohn bis zum Hafen. Erst nachdem P. Werner von ihnen Abschied ge-

nommen und seine Kabine aufgesucht hat, trifft er mit seinem Reisegefährten zusammen. Zu seiner größten Überraschung ist es kein anderer als Rudolf Mehren, der während des Probejahres aus dem Kloster geflohen und in die Welt zurückgekehrt war, wo er sich in Nürnberg dem Berufe eines Ingenieurs gewidmet und die reiche Kaufmannstochter Maria Pirkholt kennengelernt hatte. Doch das Leben in der Welt mit seinen für ihn so glänzenden Aussichten vermochte nicht, ihm den Frieden des Herzens zu geben. Zum zweiten Male hatte er der Welt Lebewohl gesagt und um Aufnahme in das Kloster gebeten, aber nicht mehr als An-



Baumrieße in Ostnigeria, aus dem eine ganze Kapelle hergestellt werden konnte. (Sides.)

wärter auf das Priestertum, sondern als einfacher Laienbruder. Von alldem hatte Pater Werner nichts gewußt. Um so größer war seine Freude, daß der Ruhelose nun doch das Glück der Seele gefunden hatte, und daß er gerade mit diesem seinem Jugendfreunde die Neugründung im brasilianischen Urwald unternehmen durfte. Im folgenden sehen wir die beiden Missionäre, Pater Werner und Bruder Rudolf, bei ihrer Tätigkeit unter den heidnischen Indianern im Norden Brasiliens.

* * *

Im Norden Brasiliens, wo ungeheure Urwälder in unentweichter Jungfräulichkeit noch von nichts wissen und träumen als von ihrer eigenen gigantischen Größe, steht inmitten einer Lichtung ein armes, kleines Holzkirchlein. In den gewaltigen Schoß des Urwaldes gebettet, grüßt es mit seinem schlanken Finger und den hellen Glöcklein die Kinder der Heidennacht: „Kommt, ihr Unerlösten, Enterbten! Kommt aus dem Dunkel zum Licht!“

Vor einem Jahre kamen die beiden Pioniere christlicher Kultur, die die Lehnhütte neben dem Holzkirchlein bewohnen, in diese Wildnis. Die Eingeborenen, Männer und Weiber und Kinder, liefen in heller Neugier zusammen, als die weißen Männer mit zwei eingeborenen Trägern, todmüde von weiten

Tagesmärschen, mit Maultieren und allerhand wunderlichem Kram in ihr Stammesland kamen. Mißtrauisch lugten sie aus dem Busch und beobachteten scharf, was diese Fremden wohl in ihren Wäldern, die noch keines Weißen Fuß betrat, anfangen würden. Wer wußte, was sie im Schilde führten? Vielleicht wollte man sie überwältigen, sie zu Sklaven machen und in jenes unheimliche Land bringen, von dem sie durch Kapulu, den Häuptlingssohn, so schauerhafte Dinge gehört hatten. Dort äßen die Menschen nicht mit den Fingern, sondern hielten kleine Dolche und Schlimmeres in den Händen und steckten sie in den Mund. Andere führen in stinkenden Teufelswagen, die weder von Eseln noch Maultieren gezogen würden, oder sausten wie der schwarze Geist hoch durch die Lüfte. Da müsse man sich in acht nehmen. Deshalb beobachteten sie aus sicherer Deckung das Tun der bleichen Männer.

Durch das Geshling und Gewirr des Urwaldes schlichen und krochen sie der Karawane nach, bis sie in einer etwas hochgelegenen Lichtung haltmachten. Einer der Weißen zog ein kleines Etwas aus der Tasche. Feuer blitzte auf.

Entsetzen. Panik, Schreckensschreie unter den Rothhäuten. Wilde Flucht Hals über Kopf.

Die Missionäre waren überrascht. Was mochte es sein, was die Indios so erschreckte?

Die Lösung wurde ihnen erst in den nächsten Tagen, als sie ihren ersten Besuch in den naheliegenden Hütten machen wollten. Die Leute brachen in ein ohrenbetäubendes Geheul aus, die Kinder weinten und schrien, und in wenigen Sekunden war alles Lebende in den Hütten verschwunden. Die Türen wurden verbarricadert, durch die Spalten glogten die Augen der Wilden angstvoll auf die Fremden.

Die Missionäre standen ratlos, wie Katzen vor dem Mausloch. Solch einen entmutigenden Anfang hatten sie sich nicht gedacht. Es blieb ihnen nichts übrig, als umzukehren.

Am nächsten Tage machte Pater Werner mit einem der eingeborenen Träger, die sie vom Hafen mitgebracht, einen zweiten Versuch. Dasselbe Schauspiel. Es war ein tragikomischer Anblick, wie die Wilden Katzenähnlich durchs Dickicht krochen, mit ihren langen Beinen über Stumpf und Stein dahinstürmten, die angstinstellten Gesichter auf dem Nacken, ob die Feinde ihnen nicht schon auf den Fersen wären. Wieder wurden die Hütten versperrt, — und alles war still.

Mitobo, der Träger, ein Halbkultivierter, brachte die Leute zum Sprechen.

„Wir wollen die Bleichen nicht! — Sie

haben das Feuer im Leib. — Sie sind Kinder des schwarzen Geistes. — Sie wollen uns verzaubern und fortzuschleppen“, schwirrte es durcheinander aus einer der Hütten.

Pater Werner verbiß das Lachen und reichte Mitobo das „Teufelswerkzeug“, damit er es ihnen erkläre.

Neues Entsetzen und Angstgeheul, als wieder eine kleine Flamme aufsprang. Nach und nach wandelte sich der Schrecken in atemloses Staunen. Nur eine alte, verhutzelte Zauberin, die in der Ecke auf Lumpen lag, schrie immerfort: „Tötet ihn! Schickt ihn zum schwarzen Geist, den weißen Teufel! Er wird euch das Feuer in den Leib hegen!“

Langsam aber wurde es ruhig, und hie und da kamen einzelne Eingeborene scheu aus ihren Hütten, das Wunderding zu sehen und zu befühlen. Als Pater Werner dann an einen aufgeschichteten Reisigstoß trat und ihn mit einem Feuerzeug anzündete, da stieg das Staunen zur wilden Freude. Eine halbe Stunde später rauchten er und Bruder Mehren mit den Rothäuten die Friedensspeise.

Der Himmel segnete das Beginnen der Glaubensboten und gab trotz mannigfacher Schwierigkeiten ihrem Wirken reichen Erfolg.

Bruder Rudolf war ein Genie. War Baumeister, Katechet, Arzt, Krankenpfleger, Küchenmeister und Rüstler. Und Seelsorger im Laienkleide. Seine vornehme Gewandtheit und sein hoher Bildungsgrad ließen es die Eingeborenen, die zur Messe und zum Unterricht kamen, ganz vergessen, daß er nicht Priester war wie Pater Werner.

„Warum läßt du deinen weißen Bruder nicht auch die Messe tun?“ fragten sie diesen immer wieder.

„Er kann es nicht“, lächelte er.

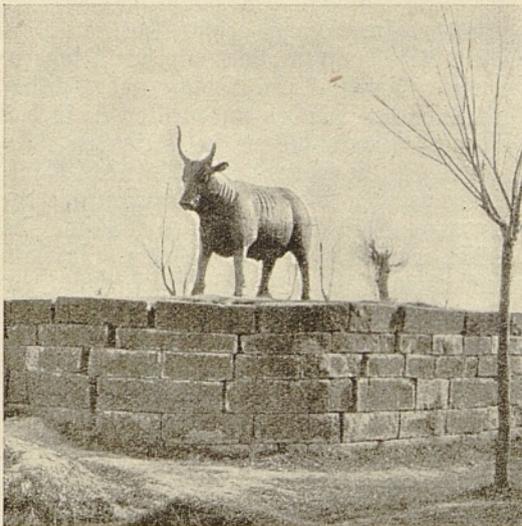
„Warum lehrst du es ihn nicht?“

„Das kann nur der Bischof. Und der ist nicht hier.“

„Wer lehrte es dich?“ beharrten sie mit der ihnen eigenen Hartnäckigkeit.

„Mein Bischof. Da war aber Bruder Rudolf nicht bei mir.“

„Hatte er Hühner gestohlen?“ forschte Latuba, der wegen eben dieser „Angewohnheit“ einstweilen vom Empfang der Taufe zurückgestellt war.



Chinesischer Stiergöze zum Schutze gegen die Überschwemmungen. (Fides.)

Pater Werner drohte dem Sünder lächelnd mit dem Finger.

„Soll ich den Bruder heim zum Bischof schicken?“

„Er soll nicht gehen!“ protestierten alle Katechumenen zusammen. „Wir wollen ihn behalten. Wer soll unsere Kinder pflegen, wenn sie krank sind? Wer soll uns lehren Brot backen und Waschen und Hütten bauen?“

Ein andermal kam eine alte Frau ganz außer sich zu Pater Werner.

„Warum wolltest dein Bruder, der doch sonst so gut ist, nicht meinem Sohne den weißen Gott bringen, als der Tod kam und du nicht bei ihm warst? Er hat gesagt, daß er es nicht dürfe. Warum wolltest du es nicht haben?“ rief sie schon von weitem. Er hatte Mühe, die Erzurnte zu beruhigen und ihr den Sachverhalt klarzumachen.

So ging die Zeit dahin. Immer zahlreicher kamen die braunen Kinder des Urwaldes zur Mission. Die milde Lehre von dem gütigen Gotte, der die Menschen, auch die Armen und Alten und Siechen, liebhat, fiel wie lebenweckende Strahlen aus einer fremden Sonnenwelt in Herzen und Seelen dieser Sklaven eines dunklen Götterwahns.

Die Rothhäute liebten ihre weißen Wohltäter, und die beiden Missionäre hätten glücklich sein können, wären nicht Mutarut, der Götzenpriester und Zauberer, und Karullu, der Häuptling, die beiden Gewaltigen des Stammes, gewesen. Sie duldeten keine fremde Gewalt neben der ihren und schafften in kannibalischer Grausamkeit alles aus dem Wege, was ihnen eine Gefahr für ihr absolutes Herrschertum bedeutete.

Eine solche Gefahr dünkte sie die Lehre dieser weißen Männer von einem gekreuzigten Gotte, der ein Freund der Elenden und Bedrückten sei und gar den Feinden verzeihen lehre. Wenn ihre Untertanen diesen Fremden nachsahen, meinten sie, würde es um ihren Einfluß bald geschehen sein.

Im ersten Jahre ließen sie den Dingen zähneknirschend ihren Lauf. Offen gegen die Männer aufzutreten, wagten sie nicht. Sie waren ihnen unheimlich mit ihren hundert Künften, deren manche an Hexerei grenzten. Die „Bleichen“ mochten mit mächtigen außerirdischen Geistern in Verbindung



Auch die kleinen Schwarzen möchten radfahren. (Fides.)

stehen, gegen die es gefährlich war zu kämpfen.

Als der Anhang der Weißen aber immer zahlreicher wurde, begannen die Tyrannen im Hinterhalte ihre Komplotte zu schmieden. Die zum Unterricht gingen, wurden um nichts sagender Verfehlungen willen ausgepeitscht und ihre Hütten nächtlicherweile in Brand gesteckt. Es war ein langer, erbitterter Kampf. Auf der einen Seite die apostolische Seelenliebe und der Heißhunger der Missionäre, auf der andern die teuflische Verschlagenheit und grausame Hinterlist der beiden Ungeheuer. Zu manchen Zeiten bedurfte es der ganzen Ausdauer und Hirtenliebe der beiden Ordensleute, um auf ihrem Posten auszuharren und ihre Schäflein immer wieder zur Mission zu ziehen.

Das tropische Klima, die beständige Todesgefahr, die ungewohnten Strapazen und Überanstrengungen, die mit einer Neugründung stets verbunden sind, begannen nachteilig auf ihre Gesundheit einzuwirken. Besonders Pater Werner fühlte an manchen

Tagen eine lähmende Müdigkeit in den Gliedern, besonders abends, wenn er von weiten Wanderungen durch das Missionsgebiet, durch die Wirrnisse und Gestrüppe des pfadlosen Busches heimkam. Dann wollte manchmal namenloses Heimweh nach ihm greifen und eine unstillbare Sehnsucht nach der Heimat, nach den Lieben, nach den Brüdern, nach der verlassenen Sphäre heimischer Kultur.

Nie gab Pater Werner solchen Stimmungen lange Raum. Aus dem Kampf der Natur in ihm gegen das Ideal der Seele ging er stets mit neuer Liebe zu seinem Berufe hervor. Und er hatte ja den Mitbruder, der, er fühlte es immer tiefer, ihm mehr war als Gefährte und Helfer, — Vorbild war ihm dieser Mann mit den hohen Geisteswerten, der im demütigen Kleide der dienenden Brüder neben ihm lebte.

Er liebte ihn mehr als einen Bruder.

* * *

Ein Abend sank über das heiße Land, so wunderschön und mild, wie man ihn nur in den Tropen nach der Siedehitze eines Mittsommertages kennt. Pater Werner war eben von einer Tausche in einer stundenweit entfernten Indianerhütte heimgekommen. Er war todmüde. Aber er wollte nicht zu Abend essen, ehe Bruder Rudolf von seinen Krankenbesuchen zurück war. Dieser mochte wohl über Erwarten aufgehalten worden sein.

Pater Werner setzte sich auf eine Bank am mächtigen Stamme eines Urwaldbriesen, den sie zum Schutze der Mission stehen gelassen hatten. Hier und da stiegen weiße Wolken aus den Hütten der Eingeborenen, die, von der Jagd heimkommend, ihre Beute an Spießen brieten. Aus dem Busch drang das heisere Gefrächze der Urwaldvögel.

Der Pater griff zu seinem Brevier, das Gefühl der Einsamkeit zu verschweigen. Durch die Bretterfugen des Kirchleins zitterte der rötliche Schein des Ewigen Lichtes, tröstend huschte er über sein Gesicht. Da war Pater Werner nicht mehr einsam.

Bald mußte er das Offizium abbrechen, weil die Dunkelheit kam. Er stand auf und ging zu kurzer Anbetung zum Tabernakel. Eine unbestimmte Angst stieg in ihm auf. Er dachte an die beiden Widersacher der Mission. So lange war Bruder Mehren noch nie ausgeblieben.

Als er nach einer Weile aus der Kapelle trat, war es finstere Nacht geworden. Tag und Nacht waren nach Tropenart förmlich auseinandergeprallt. Angestrengt lauschte er in die Finsternis hinaus. Eine Warnung Turebas, des eifrigsten der Neuchristen, fiel ihm ein. Gestern war er zu ihm gekommen, rührende Sorge im kupferfarbenen Gesicht, und hatte ihm hastig zugestüstert: „Weißer Pater, bleib in deiner Hütte. Die beiden Schrecklichen wollen dich zum schwarzen Geiste senden.“

Er hatte beruhigend gelächelt. Solcher Warnungen hörte er viele. Hätte er sie alle beachten wollen, das ganze Missionswerk wäre zum Stillstand gekommen.

Fernes Geräusch wie von eilendem Lauf über Stock und Stein kam durch die Nacht. Seine Augen bohrten sich ins Dunkel. Sein Ohr lauschte scharf. Da — ein schweres Keuchen, — und nach ein paar Augenblicke stand der Mann, an den er eben gedacht, vor ihm — Tureba.

„Pater!“ stieß er heiser heraus und begann wild zu schluchzen.

„Was ist geschehen, Tureba? So sag es doch!“ Eine furchtbare Ahnung trieb dem Pater für Augenblicke das Blut hämmernd zum Herzen.

„Der weiße Bruder! — O, der Schreckliche! — Noch in dieser Nacht soll das Messer in seinen verfluchten Bauch!“

Pater Werner griff den Mann am Arm. „Laß das gottlose Reden und sag, was geschehen ist!“

„An den ‚Drei Stämmen‘ liegt er. — Karullu, sein Dolch war noch in seiner Brust. . . Der arme weiße Bruder. . . er ist ganz voll Blut.“

Der Braune warf sich auf die Erde und heulte laut.

(Fortsetzung folgt.)